

Mittel gegen Melancholie

Der Verlag empfiehlt das Buch als »gutes Mittel gegen die Jahresanfangs-Melancholie«. Wer könnte das nicht gebrauchen? Und klar: »Fred vom Jupiter«, an den erinnert man sich. Der kam 1981 jeden Tag im Radio, man konnte sofort mitsingen.

In Anbetracht von Andreas Dorau's jetzt vorliegendem Buch *Die Frau mit dem Arm*, dem Nachfolger von *Ärger mit der Unsterblichkeit*, fragt man sich natürlich gleich: Wer ist die Frau »mit dem Arm«? Gibt's auch Frauen ohne Arm? Auch wenn man nicht zu der Generation mit Affinität zur deutschen Indiepopzene zählt oder Hamburgerin ist, kann man Freude an diesem Büchlein haben. Man erfährt allerhand über diese Szene, und je länger man liest – das geht allerdings schnell, 192 kleine, groß gesetzte Seiten für 22 Euro –, desto sympathischer wird einem Andreas Dorau. Er berichtet vom Scheitern, vom Gelingen im Scheitern und davon, wie sich bei ihm eins aus dem anderen ergab. Das ist echtes Leben, keine Literatur. Also fast. Er erzählt – und Sven Regener hat's aufgeschrieben – auch von seinen verschiedenen skurrilen Projekten seit der Jahrtausendwende. Dazu gehören verschiedene Platten, Videos, die Anti-Gentrifizierungs-»Dramödie« »König der Mäwen«, Tätigkeiten als DJ und als »Video Consulter«. Wie er einmal versuchte, mithilfe eines Hamburger Hypnosekönigs herauszufinden, was er wirklich über Fred denkt. Wie er einmal auf Einladung des Goethe-Instituts im unerwartet ungastlichen Moskau auftrat (»Der ... Gorki-Park war ... eine Riesenenttäuschung«). Wie er einmal eine Doppel-LP nur machte, um damit in die Albumcharts zu kommen. Wie er einmal ein Verhaspelfiasco, eine Sprechblockade erlebte beim Einlesen von Adorno-Zitaten für ein Hörspiel. Wie er als DJ mehrmals so grandios scheiterte, dass er nie wieder eine Anfrage erhielt. Wie er ein Theaterstück nur wegen des Bühnenbilds verfasste (die obige »Dramödie«). Wie er eine Platte machte, die nur aus Refrains bestand, und ein Jazzalbum, obwohl er Jazz nicht ausstehen kann (»Manchmal ist es bei Jazzplatten sogar langfristig cooler, wenn man gar nichts verkauft«). Über seine drei bis vier Phasen der Videoproduktion (»Die Regeln waren: bunt, grell, dumm«). Und dann – Freds Rückkehr: Wie es kam, dass er in der Düsseldorfer Konzertreihe »Lieblingsplatte« doch den »Fred« spielen ließ, obwohl er »sein Leben lang versucht hatte«, das Stück »von sich fernzuhalten«.

Sabine Lueken

Andreas Dorau und Sven Regener: *Die Frau mit dem Arm*. Galiani Berlin 2023, 192 Seiten, 22 Euro

ler/innen Shia LaBeouf, Luke Turner und Nastja Rönkkö war unmittelbar als Reaktion auf den mit der Wahl von Donald Trump zum Präsidenten der USA augenscheinlich gewonnenen Meme-Krieg der Rechten konzipiert. Die Aktion beinhaltete den an eine Außenwand eines New Yorker Museums angebrachten Schriftzug »He will not divide us« sowie eine daneben platzierte Kamera, deren Bilder 24 Stunden live ins Internet übertragen wurden. Zusätzlich riefen die Künstler/innen die Öffentlichkeit dazu auf, sich an dem Projekt zu beteiligen und den Satz »He will not divide us« in die Kamera zu sprechen. Der Stream startete am 20. Januar 2017, am Tag von Donald Trumps Vereidigung, und sollte erst am Tag seiner Abwahl enden. Schaut man sich die Videos derjenigen an, die dem Aufruf gefolgt sind, so fällt auf, wie mantraartig sie den Satz aufsagen. Sie scheinen selbst nicht ganz daran zu glauben, dass ihre Aktion einen politischen Einfluss haben könnte. Eher scheinen sie wie beim Gebet darauf zu hoffen, dass eine höhere Macht sie vom Bösen befreien werde: Bekenntnis statt Analyse.

Aufgrund dieser naiven Grundausrichtung der Performance, bei der man sich keinerlei Gedanken darüber machte, wie dem rechten Kulturkampf tatsächlich ein Schnippen geschlagen werden könnte, ließ dann auch die Reaktion der rechten Onlinecommunity nicht lange auf sich warten. Bereits am ersten Tag waren Menschen im Livestream zu sehen, die Bilder der rechten Internet-Comicfigur »Pepe the Frog« in die Kamera hielten oder einfach »Pepe« skandierten. Die hilflose Reaktion des Initiators Shia LaBeouf war dann Wasser auf den Mühlen der Rechten: Bereits wegen so kleiner Störungen völlig außer Fassung geraten, schrie er wie wild »He will not divide us« in die Gesichter der Trump-Anhänger/innen. Bereits drei Wochen später musste der Livestream aus New York wegen der sich immer weiter hochschaukelnden Tumulte abgebrochen und an andere Orte verlegt werden. Da auch dies den Störungen keinen Abbruch tat, entschieden sich die Initiatorinnen und Initiatoren schließlich dazu, nur noch das Bild einer Flagge mit der Aufschrift »He Will Not Divide Us« ins Netz zu übertragen. Doch bereits einen Tag später hatte die rechte Onlinecommunity anhand der Berechnung von Flugrouten und Sternenkonstellationen, die im Stream zu sehen waren, den Ort ermittelt, an dem sich die Flagge befand. In einem hässlichen Video war zu sehen, wie sie entfernt und durch eine andere mit der Aufschrift »Make America Great again« ersetzt wurde. Während die Trump-Gegner/innen sich also, moralische Mantras aufsagend, mit betroffener Miene vor Webkameras aufstellten, schaffen die Rechten es mühelos, sich diese unbeholfenen Aktionen anzueignen und sie in ihrem eigenen Sinn zu rekonstruieren.

Natürlich gibt es Gegenbeispiele. Es gibt die linken Youtuber/innen, die Dirtbag-Left mit ihren Podcasts und die Meme-Seiten, die mit Bild-Schrift-Kombinationen auf eine intelligente Weise linke Gesellschaftskritik üben. In diesem Zusammenhang wird oft der Künstler Joshua Citarella angeführt, bei dem es sich um einen der besten Kenner der politischen Onlinesphären handelt. Seiner Expertise ist es unter anderem zu verdanken, dass Mark Fisher und sein Buch *Capitalist Realism* zu einer wichtigen Referenz in der Meme-Welt werden konnten. In seinem Essay »How to plant a meme« beschreibt er ausführlich, wie er sich Glaubwürdigkeit in den linken Communities erarbeitete und wie er schließlich einen Hype um Fisher kreieren konnte, dessen Gesellschaftsanalyse er für einen wertvollen Beitrag hält, von dem gerade die sich im Netz engagierende Linke profitieren könnte.

Dennoch ist es auffällig, wie viel präsenter die Rechten in den neuen Medien sind und wie stark diese Sphären ihrem eigenen Habitat zu entsprechen scheinen. Um es nochmal deutlich zu sagen: Die Aufmerksamkeitsökonomie des Internets ist dafür prädestiniert, schnell Aufregung und moralische Entrüstung auszulösen. Das sind Voraussetzungen, die eher der Funktionsweise neofaschistischer Bewegungen entsprechen und ihnen somit in die Karten spielen. Dennoch kann man sich angesichts dessen, dass der Meme-Krieg und der rechte Kulturkampf im Internet reale Auswirkungen auf das Leben von Menschen haben, nicht einfach zurücklehnen mit der Genugtuung, dass man viel intelligenter ist als die Rechten. Um dem rechten Kulturkampf etwas entgegenzusetzen, braucht es mehr Mut und auch Experimente mit verschiedenen Formen von Memes. Gerade in Deutschland, wo momentan eine seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr dagewesene Militarisierung der Gesellschaft stattfindet, wäre es lohnenswert, einen klugen Antimilitarismus über Memes und andere Taktiken in den sozialen Medien zu vermitteln. Was es für eine solche Praxis bräuchte, wäre aber eine scharfe Analyse des Gegenwartskapitalismus, des Funktionierens seiner Massenmedien sowie einen Antifaschismus, der sich an sozialen Lebensrealitäten orientiert und sich nicht in abstrakten Bekenntnissen zur Demokratie und zu einem ungeteilten Staatsvolk erschöpft. Dabei könnte es helfen, sich die Geschichte subversiver Bild-Text-Strategien und einer linken Medienpraxis zu vergegenwärtigen. Dann wird vielleicht aus dem Spruch »The right can't meme« auch irgendwann mehr als ein trotziger Konter. ●

Julian Volz kuratierte im Januar die Ausstellung »Mímēsis/Polēmos« des Kollektivs Tannhäuser Kreis bei Mouches Volantes in Köln